



gerne lesen, so steht die Gemeindefriedhofe-  
trefflichen Unterhaltungsstoff. Abends kann  
man sich im geselligen Kreise bei Vorträgen und  
Musik ergötzen. Und ist das Meerwasser zu  
kalt, so kann man auch im Warmbade das  
Vergnügen eines Seebades genießen. Kurzum,  
es ist für die Fremden gut geforgt, und des-  
wegen kommen die alten Freunde auch gerne  
wieder hierher. Manche weilen bis tief in den  
Herbst hinein, denn die Septembertage sind  
meist einzig schön. Aber dann entfleucht Fremd-  
ling, denn der Winter ist rau, und auch im  
Frühling blüht Boreas recht kalt über das  
„Kindlein in der Meereswiege“ dahin. Allein  
das macht nichts; die Eingeborenen sind es ge-  
wöhnt.

Nach prangt das eigenartige Vöndchen in sei-  
nen Naturtraj — wer weiß aber wie lange!  
Denn es hat auch viele Generationen beherr-  
sche, einst wird es sicher in den Meeresfluten,  
die es aufgebaut haben, verschwinden. Fast zu  
spät hat die große Welt es entdeckt; erst in der  
Gegenwartigkeit man sich, Schwarte-Wustrow  
durch Chaussee und Eisenbahn an das allge-  
meine Verkehrsnetz angeschlossen.

## Gekreuzte Beine

Nach einem alten, weitverbreiteten Aber-  
glauben eine zauberkräftige Haltung. Gute  
und schlimme angebliche Folgen des Beine-  
kreuzens.

Einer der wichtigsten seelischen Faktoren ist  
für große Volkschichten noch immer der Aber-  
glaube; er läßt der Phantasie, die durch das  
moderne, mächtige Leben oft genug gesteuert  
ist, freien Spielraum. Am tiefsten eingewur-  
zelt ist der Aberglaube auf dem Land, womit  
übrigens nicht gesagt sein soll, daß die Städter  
frei von Aberglauben seien. Eine der ab-  
sonderlichsten Haltungen, die der Aberglaube ge-  
trieben hat, sind seine Beziehungen zur ge-  
kreuzten Stellung der Beine. Grimm sagt  
das Ueberwunderliche der Beine, das ja im  
besonderen Orient eine der häufigsten und  
beliebtesten Stellungen ist, als Zeichen der  
inneren Ruhe und Nachdenklichkeit auf. Diese  
Haltung wurde, wie Prof. Boddy-Schäufli  
(Basel), dessen im Schweizer Archiv für Volks-  
kunde niedergelegten umfassenden historischen  
Studien über dieses Thema wir die angeführ-  
ten Tatsachen verdanken, erwähnt, im Mittel-  
alter den deutschen Richtern sogar ausdrücklich  
empfohlen. Das „Soester recht“ verlangt: „es  
soll der Richter auf seinem richterstuhl sitzen als  
ein geschrumpfter Löwe, den rechten Fuß über  
den linken schlagen“. In mittelalterlichen Ge-  
dichten findet man wiederholt diese Stellung  
der Beine beschrieben, die über eine wichtige  
Angelegenheit nachdenken; bekannt ist die  
Selbstüberlegung Wolthers von der Vogelweide,  
in der diese Pose ausdrücklich erwähnt ist. In  
Kärnten wurde zur Zeit des Mittelalters der  
Herzog bei seinem Regierungsantritt vom Ver-  
treter des Volkes, dem „Herzogbauer“ empfan-  
gen. Dessen schrieb die Sitte vor, bei dieser  
Gelegenheit auf dem „Richterstuhl“ mit über-  
einander geschlagenen Beinen zu sitzen. Manche  
finden übrigens der Meinung, daß hiermit nicht  
nur Nachdenklichkeit zur Schau getragen, son-  
dern daß durch diese bequeme Haltung auch  
die Souveränität des Volkes symbolisch zum  
Ausdruck gebracht werden sollte.

Aber nicht nur als Symbol der Nachdenklich-  
keit und Bescheidenheit galt das Kreuzen der  
Beine, sondern man schrieb ihm auch eine  
magische Wirkung zu, ähnlich wie anderen  
Gesten (s. B. dem dreimaligen Klopfen auf den  
Tisch, verbunden mit dem Wort „unbesuchen“, dem  
Halten der Daumen“ usw.). In Mecklenburg  
glauben manche, daß man beim Essen die  
Beine nicht übereinanderschlagen dürfe, sonst  
bekäme man — Leibschmerzen. Man fürchtete  
aber auch, das Gespräch bei Tisch könnte  
stocken, oder es könne gar zu Streit zwischen  
den Gästen kommen. In der Oberpfalz und in  
Tirol glaubt man es ebenfalls, und ebenso, wie  
wir sagen: „Es geht ein Engel durchs Zim-  
mer!“, wenn der Gesellschaft der Gesprächs-  
faden ausgegangen ist, so sagt man dort: „Da  
hat wohl jemand die Beine übereinanderge-  
schlagen“. In der Mark gibt es eine Sage,  
nach der es möglich ist, reich zu werden, indem  
sich zwei mit gekreuzten Beinen einem Drachen  
gegenüberstellen, der durch die Luft fliegt und  
Gold oder Getreide trage. Man könne sogar  
an der Farbe des Drachens erkennen, ob der  
Schatz, den er in seinen Krallen halte, Gold  
oder Getreide sei. Im ersten Fall habe der  
Drache eine rote, im zweiten eine blaue Farbe.  
Er müsse dann den Beiden mit den gekreuzten  
Beinen etwas von dem Schatz abgeben. Die  
Beschwörer dürfen aber kein Wort dabei  
sprechen und müssen sofort, wenn sie dem Dra-

chen den Schatz abgesehen haben, machen, daß  
sie weiterkommen, sonst gehe es ihnen schlecht.  
Aber auch als Schutz gegen das „Alpdrücken“  
gilt das Kreuzen von Armen und Beinen vor  
dem Schlafengehen. Um keinen Schaden durch  
die „Wilde Jagd“ davonzutragen, muß man sich  
mit dem Gesicht auf die Erde werfen und Hände  
sowie Beine kreuzen. Bei den baltischen Bauern  
war es früher üblich, beim Trinken die Beine  
zu kreuzen, damit ihnen die „Segerl“ nicht  
schaden könnten. Durch diese Stellung kann  
man aber auch Fegen erkennen und unschädlich  
machen. Hat eine solche das Vieh verhezt, so  
sängt sie, wenn man diese Haltung einnimmt,  
an zu gähnen und ergreift schleunigst die Flucht.  
In den Abruzzen gilt diese Stellung noch heute  
als Mittel gegen den noch immer weit und  
breit gefürchteten „bösen Blick“, und auch in  
Portugal wird sie zusammen mit einem Zaubers-  
pruch gegen die Fegen angewendet. In  
Pamproug (Deux-Sèvres) sind die Bauern  
überzeugt, daß sie Glück im Spiel haben, wenn  
sie hierbei die Beine kreuzen. In Aigle  
(Schweiz) gibt es eine wunderschöne Zaubers-  
formel: „Manant, manant, manant d'or“. Zu-  
dazu schlägt man das linke Bein über das  
rechte (ja nicht umgekehrt!) und dann muß man  
Glück haben.

Was für eine wichtige Rolle im Aberglauben  
das Beinekreuzen beim „Herz“ spielt, beweist  
die Aussage eines Schweizers, der im Jahre 1603  
wegen Zauberei angeklagt wurde. Er gab an,  
der Teufel habe von ihm verlangt, daß er die  
Füße über den Stuhl, auf dem der Teufel an-  
geblich saß, und auf dessen Schöße er sich setzen  
sollte, kreuze.

Dieser Aberglaube war schon bei den Rö-  
mern bekannt, denn, wie Plinius berichtet, war  
diese Haltung in den Versammlungen von  
Staatsmännern und Feldherren verboten. Man  
fürchtete, daß hierdurch „jede Sammlung ver-  
evelt würde“. Aber auch die Geburt wird nach  
seiner Meinung durch das Beinekreuzen er-  
schwert, ebenso die Wirkung einer Arznei. Noch  
heute glauben es manche Bauern in einzelnen  
Gegenden Niederbayerns. Dort drücken Man-  
ner, deren Frauen eine schwere Geburt durch-  
gemacht, weil dieser Vorgang dadurch angeblich  
erleichtert wird. In Unterfranken setzen sich  
manche Bäuerinnen knapp vor der Geburt dem  
Mann so lange auf den Schöß, bis die Geburt  
beginnt. Damit der Mann ja nicht die Beine  
kreuzt, bindet man ihm manchmal sogar die  
Arme zusammen. Auch die Eingeborenen von  
Celebes glauben, daß diese Haltung die Geburt  
erschwere und verbiete sie in solchen Fällen  
den Männern. Diese Beinhaltung soll aber  
auch beim Sterben eine gewisse Rolle spielen.  
Der deutsche Kaiser Maximilian soll vor dem  
Tode absichtlich die Beine gekreuzt haben. In  
Sizilien, wo der Aberglaube seit jeher eine  
große Macht besitzt, ist man überzeugt, daß die  
Seelen von Toten, deren Beine man zusam-  
menbindet, nicht zur ewigen Ruhe gelangen  
können.

Ueber den eigentlichen Grund, weshalb man  
dieser Körperhaltung so großes Gewicht bei-  
maße, konnte auch Dr. B. trotz genauester For-  
schungen nur Vermutungen äußern. Wahr-  
scheinlich galt das Kreuzen der Beine als  
Symbol der Bindung, und man wollte und will  
damit schädliche Handlungen anderer abwehren.  
Vielleicht wird es noch gelingen, Geschichts-  
quellen zu finden, welche über dieses phycho-  
logisch interessante Thema sicheren Aufschluß  
geben.

Dr. Karl Ander.

## Meerfahrt

Von Hans Bethge.

Ich treibe auf einem weißen Schiff über den  
Ozean.

Es ist Abend.  
O du heimliches, geliebtes, gedankenvolles  
Wandern auf ebenbürtigen Schiffen! Man  
schlägt den Mantel um sich und schreitet ein-  
sam auf und ab. Man lehnt träumerisch an  
die Reeling und sieht zu den Sternen auf, man  
lügt in die Ferne und zögert die bunten, glei-  
tenden Lichter: da ist ein grünes und da ein  
rotes. Man klettert vorn auf den Bug, über  
Lauter fort, und lauscht auf das große, gleich-  
mäßige Rauschen des aufgerissenen Wassers.  
Man sieht das Licht oben am Mastbaum  
schwanken und fühlt, daß man weit draußen  
schwimmt, antwortet einer unsichtbaren, sorg-  
sam leitenden Hand, einem immer hinaus-  
spähen Augenpaar.

Jetzt ein feiner Pfiff, der einem Matrosen  
gilt. Jetzt ein Lachen oben in der Kabin, man  
sieht hinauf, und das Auge erkennt ein paar  
dunkle Leiber, die dort schwankend herum-

schweben. Jetzt schwingen fremdartige Worte an  
das Ohr: es sind die scherzenden Worte der  
arabischen Seizer, von denen die rastenden an  
Bord des Zwischenbords liegen und Haschisch  
oder Tabak rauchen. Wir haben zwanzig sol-  
cher malerischen, blühenden Gesellen an Bord,  
die abwechselnd die Feuerung bedienen. Bei  
Tage ist es ein Vergnügen, sie in der Sonne  
liegen und sie ihre braunen Glieder strecken zu  
sehen.

Und dann kommt die Nacht, und man schlum-  
mert wie in einer leise jankelnden Wiege.  
Und der Tag bricht an, ein Steward bläst ein  
Morgenlied, man tritt frisch hinaus in die  
Sonne und sieht nichts als blauen Himmel und  
grünliches Meer. Man nimmt das Frühstück  
ein; köstliches Obst, zu Stilleben geordnet,  
schmückt die Tische. Man besucht den Drucker  
in seiner kleinen Druckerei; er setzt gerade die  
Speisekarte für das zweite Frühstück. Der  
Arzt zeigt uns sein kleines Operationszimmer,  
die kleine Apotheke, das kleine Lazarett. Man  
verplaudert eine Weile in dem eleganten, mit  
Marmor verkleideten Rauchsalon und blättert  
in dem Katalog der umfangreichen Schiffs-  
bibliothek. Man macht einen Besuch in der  
geräumigen Küche und nebenan in dem Fleisch-  
zubereitungsraum. Das Fleisch ruht auf Eis  
in tiefgelegenen Kühlräumen und wird aus  
diesen mit Flaschenzügen emporgehoben. Auch  
das frische Gemüse wird auf Eis konserviert.

Überall erfreut der ruhige Komfort und das  
zweckmäßige der Einrichtungen. Nichts ist  
überflüssig, und nichts wird entbehrt. Das  
Schiff ist mit einem überauszweigen Telefon-  
netz versehen und hat Dampfheizung in allen  
benutzbaren Räumen.

Man legt sich in einen Korbstuhl und stu-  
diert den Himmel und seine Wolkengebilde —  
nirgends kommt man so zum Bewußtsein des  
Himmels wie auf dem Meer. Wolke auf Wolke  
steht man ziehen, sich ballen, jagen, verstreuen,  
lösen und zerflattern. Der Himmel wird einem  
wie ein lieber Freund, — man versteht es  
kaum, wie man es so lange ohne ihn in den  
engen Straßen der Städte ertragen hat. Aber am  
schönsten wird er, wenn die Sonne sinkt, wenn  
die Wolken ihre goldenen Ränder bekommen  
und wie Inseln über dem Meere erscheinen oder  
wie duffige, gaubhaft dahintreibende Flocken.  
Jetzt kommt die Sonne dem Horizont ganz  
nahe. Sie taucht durch eine feine, fast farblose  
Strichwolke. Die Farbe des Himmels ist  
orange. Auch auf dem Meer schwebt dieser  
Ton. Orange auf dunkelgrün — wunderbar.

Jetzt ist die Sonne eine riesige, ziegelfarbene  
Scheibe, still, Frieden verleihend. „Ach lauch  
der untere Saum in die See. Die Sonne  
scheint sich nach unten zu verlagern; sie sieht  
aus wie ein Ei. Kurz vor mir in dem roten  
Schein fliegt eine Wölfe durch die Luft, die  
uns auf dem Schiff begleitet hat. Zumeilen  
macht sie kurz halt, flattert einen Augenblick  
unruhig hin und her und stürzt sich dann schnell  
in die Flut, mit dem Kopf voran. Jenseit ein  
kleines Seegetier bringt sie mit sich als Beute  
herauf. Dann schaukelt sie behaglich auf den  
Wellen.

Die Sonne ist verschwunden. Es wird kühler  
umher. Ein roter Glanz breitet sich noch am  
westlichen Himmel aus. Bald wird auch das  
vergehen, dann wird die Dunkelheit kommen  
und die Nacht.

In immer gleichem Tempo, fühllos wie das  
Schiff, ein majestätischer Schwan, furcht unser  
Schiff den Ozean.

## Blühende Agaven

Von Fritz Köhler.

Agaven hatte ich schon viele gesehen, in  
Europa und erst recht hier in Brasilien. Ich  
hatte mir wohl ihre Gestalt gemerkt, mich aber  
im übrigen nicht weiter mit ihnen beschäftigt.  
Jetzt, vielleicht auch sieben Stunden mußte  
ich eines Tages bis zur nächsten Siedlung jen-  
seits des Höhenzuges reiten. Mein treues  
Pferd — ich hatte den dicken braunen Sengst  
Hans gekauft, und er hatte sich an diesen deut-  
schen Namen auch gewöhnt — fuhr vorsichtig  
mit mir hinab zum Fluß und plantierte ein  
Stück flussaufwärts. Dann bog der Gaul den  
Hals und trank das kühle Wasser. Vielleicht  
ahnte er, daß es lange Zeit kein Wasser gab.  
Danach lenkte ich ihn wieder zurück zur Siedlung  
hinüber und die Föschung hinauf. Vor uns  
lag der rote Weg langsam bergan und ver-  
schwand hinter dem dichten, grünen Vorhang  
des Urwaldes.

Oben drehte ich mich noch einmal im Sattel  
um und schaute hinunter ins Tal, wo das Dut-  
zend einfacher Holzhäuser sich an den Fluß-  
ufern aufbaute, sah den großen freien Platz in

der Mitte, den Stadtplatz dieser neuen Sied-  
lung, und meinte noch manchen guten Bekann-  
ten dort unten plaudern zu sehen. In  
Gedanken sagte ich dieser Siedlung, die mich  
für einige heitere Tage aufgenommen hatte,  
Lebwohl und wünschte den paar Deutschen die  
Erfüllung ihrer Zukunftshoffnungen.

Dann nahm mich der Wald auf. Noch war  
die Straße sauber und an den Rändern frei von  
Buschwerk und Bäumen. Die Siedler sorgten  
für ihren Weg. Jeden Winter mußten sie da-  
ran arbeiten, denn sonst nahm der Wald bald  
wieder Besitz von dem sieben Meter breiten  
Streifen Land, der ihm einst gehörte und den  
Menschenhände mühsam frei geschlagen hatten.

Unten standen die fackeligen Mimosen, die  
grünen Büschel der Bromeliaceen, Stachpalmen  
und Malvengewächse. Darüber ragten die  
schlanke Stämme der Waldbäume, und oben  
im Sonnenlicht entfalteten sich die breiten dach-  
förmigen Kronen. Und wieder von oben herab zum  
nahrunggebenden Boden streben die Luftströ-  
me der Baumstämme und Lieberpflanzen,  
und wieder hinauf zum Licht kletterten und  
rankten die Seile der Lianen. Ein dicker Ge-  
wirr sich kreuzender und verschlungener Fäden  
eines lebenden Teppichs, herabhängend zu bei-  
den Seiten, als ob ich feierlichen Einzug hal-  
ten sollte.

Nach einer Weile, oder war es schon eine  
Stunde und mehr, trug mich mein Pferd an  
ein paar riesigen Kakteen vielarmigen Leuch-  
tern gleich, vorbei, und dann streiften wir  
einige wunderschöne Fächerpalmen, an deren  
hellen Blättern ich meine Freude hatte. Jetzt  
harrte uns ein Wagen entgegen, der einzige  
Wagen in der Stille des Urwaldes. Vier Ochsen  
zogen einen dicken Baumstamm, eine Cedro-  
hinauf zur Siedlung. Ich kaufte mir mit den bei-  
den Begleitern den Tagesmarkt, und bald um-  
gab mich wieder die Einsamkeit.

Nun mußte ich rechts abbiegen, ein schmaler  
Pfad nur, der mich aufwärts zur Höhe des  
Berggründens führen sollte. Der Wald kam  
näher an mich heran. Bald spannten sich  
die hellen Bögen des Bambus über meinen  
Weg. Oft mußte ich mich vor ihnen beugen,  
sonst hätte ich meinen Hut verloren und mein  
Gesicht manche Schramme von den Stacheln  
erhalten. Große stahlblaue Schillerfalter wie-  
gen sich vor mir in der Sonne. Dann wieder  
überflogen die hohen Baumkronen den  
Pfad, und geheimnisvolles Halbdunkel umfing  
uns.

Wie still war die Natur, und doch lebte alles  
um mich, ein kraftstrotzendes, ein wunderbares  
Leben ringsum. Schatz aufpassen mußte ich,  
manche Liane zur Seite biegen, einige Zweige  
mit dem Halmesser abschlagen, mich oft tief  
zum Hals meines Pferdes beugen, um herab-  
hängenden Ästen auszuweichen. Einmal sperrte  
ein entwirrter, junger Baum den Weg, und  
ich mußte absteigen, einige Zweige niederhauen,  
damit wir über den Schlamm steigen konnten.  
Mittlerweile war die höchste Berghöhe wohl  
schon überschritten, denn jetzt bemerkte ich, daß  
der Weg abwärts führte. Und dann stand ich  
plötzlich am Rande des Waldes und schaute hin-  
ab über ein weites, grünes Tal und wieder hin-  
auf zu neuen Bergen und neuem Wald. Dort  
unten mußte die Siedlung, mein Ziel für heute,  
liegen. Mein Weg führte scharf links weiter,  
vor mir fuhr der Berg steil ab.

„Kommt, Hans, jetzt wollen wir ein wenig  
ruhen.“ Ich setzte mich an den Rand des Ur-  
waldes, und Hans ritz erige fassige Gräser aus.  
Am Rande des Urwaldes standen vier Agaven  
— vier blühende Agaven.

Aus dem Waldboden drangen breite, grüne  
Schwärter, übermannt hoch und richteten ihre  
Spitzen schräg nach oben. In ihrer Mitte  
streckte sich ein Blütenstiel empor, pfeilgerade,  
kein gewöhnlicher Blütenstiel, sondern  
ein Baumstamm mit Ästen, und an ihnen hin-  
gen Hunderte, Tausende von garten, großen  
Sonneegläschen, nicht so dicht, daß nur eine  
weiße Fülle sichtbar war, sondern fein säuber-  
lich gegen den hellen Himmel in Trauben zu  
zwanzig bis fünfzig weißen Glocken, an jedem  
Ast ein paar Dutzend Trauben, und die Spitze  
war jedes Mal eine Traube für sich. Waren  
die Blätter der Agave schon übermannt hoch,  
so erschien der Blütenstiel noch vier, fünfmal  
höher, haushoch.

Vier blühende Agaven — jede einzelne eine  
Symme an das Leben in Schönheit und Er-  
habenheit. Mir fiel ein, was mir vor einiger  
Zeit ein alter Indianer gesagt hatte, als ich ihn  
nach seinem Alter fragte. „Dreimal habe ich  
schon den Bambus blühen sehen, und bald wird  
es das dritte Mal sein. Aber wer eine Agave  
keimen, wachsen und dann blühen sieht, lebt  
etwig.“

Nach der Meinung der Indianer blüht der

Bambus all dreißig Jahre, und ich mußte, daß  
Agaven erst nach mehr als hundert Jahren zur  
Blüte kommen, Jahr um Jahr zwei, höchstens  
drei Blätter sprossend. Ich mußte noch mehr  
— die Agave welkt nach ihrer Blüte schnell und  
stirbt.

Hundert Jahre mußte die Agave, paßt sich  
dem Regen, dem Wind und der Sonne an, spei-  
chert Nährstoffe auf, um endlich einen Blüten-  
stiel mit tausend Blüten emporzuschleudern,  
damit wenigstens eine Frucht wieder in den  
Mutterstiel der Erde gelangt, keimt und zu  
neuem Leben erwacht.

Die Agave muß sich selbst aufgeben, um zur  
Erleuchtung, zum Leben über sich hinaus, zu kom-  
men. Alle ihre Kraft erschöpft sie im Blühen  
und Reifen.

Der grüne Vorhang des Urwaldes wurde  
durchdrungen. Alle Urwaldpflanzen um mich her-  
um lebten in lauten Dankschreien, den ich  
schmerzend, atemberaubend jetzt empfand. Jede  
Pflanze strebte nach Blühen, Reifen und nach  
Erleuchtung ihrer Art, und doch folgte jede nur  
ihrem eigenen, inneren Lebensgesetz.

Auch wir Menschen sollen gestalten und über  
uns hinaus schaffen. Sind wir doch alle nur  
ein Stück vom All. Das kündeten die Fanse-  
ren der blühenden Agaven.

## Deutsche Biere in vergangenen Jahrhunderten

Von A. Struhat, Märkisch-Friedland.

Das älteste deutsche Getränk war der Met,  
der dem Wein folgte. Die Herstellung des Biers  
kannte man wohl auch im Mittelalter, aber es  
war schlecht und wurde daher wenig getrunken.  
Im 15. Jahrhundert verstanden es dann die  
Klosterbrauereien, bessere Biere herzustellen; sie  
tauchten auch die Rezepte untereinander aus.  
Solche Rezepte wurden damals in sogenannten  
„Bierbüchern“ gesammelt, von denen jetzt noch  
drei bekannt sind.

Das ausführlichste, das über Herstellung,  
Lagerung und Pflege der verschiedenen Biere  
Aufschluß gibt, verfaßte einst Johann Brett-  
schneider oder Bricconius, wie er sich nannte.  
Er war ein Schüler Philipp Melanchthons und  
muß ein ganz besonderer Kenner des edlen  
Getränkens gewesen sein. In seinem Buche,  
das die Jahreszahl 1549 trägt, stellt er an die  
Spitze der dunklen oder „roten“ Biere das  
Danziger, das er die Königin der Biere nennt.  
Es folgen dann die anderen preussischen, die  
Königsberger und Elbinger, sowie die polnischen  
und litauischen Braubiere, die pommerischen,  
unter denen das sündische (Stralunder) und  
Rohberger die besten sind, die Brandenburger,  
zu denen das Berliner, Ruppiner, Gardelegener  
und Salzweider gehörte. Letzteres sollte das  
beste in Brandenburg sein; es macht müde und  
schlaftrig und wurde „alter Klaus“ genannt  
(antiquus Niclaus).

Auch die Weißbiere kannte Brettschneider ge-  
nau. Als das beste schätzte er das Hamburger,  
dann das Rübener, „Israel“ genannt, endlich  
das Goslarer. Von den Sommer- und Gärten-  
bieren sollten das Einbecker und das Braun-  
schweiger die besten sein, dann kamen das Ros-  
tocker und Jeschke Bier. Ganz besonders  
kannte er aus jahrelanger Erfahrung die Thü-  
ringer Biere, von denen er das Wittenberger  
oft als das Beste und das Torgauer Bier  
empfehlte er das Erfurter und das Langauer Bier.

Ein anderes Bierbuch hat Heinrich Knaut,  
ein geborener Hamburger, im Jahre 1573 her-  
ausgegeben. Es interessiert durch die verschie-  
denen Biernamen, die sich aus der mannigfachen  
Wirkung des Getränkes herleiteten. Das Sta-  
der Bier heißt „Rater“, denn es krast wie ein  
Rattier den Menschen, der sein zu viel getrun-  
ken hat, auf den Kopf“. Das Tereburger  
kann man nach tapferen Jecher aus dem Sattel  
werfen haben mochte, hatte den Ehrennamen  
„Stürz den Rerl ab“. Das Sommerbiere nannte  
man „Voihone“, von wegen seiner Natur so  
heiß, daß man einen Hahn darin auf sächsisch  
braten, auf gut hantisch brühen mochte. Viel-  
leicht ist auch der Name von einem Brauer  
Rurt Proibahn abgeleitet.

Der vermehrte Curieuse Antiquarius, im  
Jahre 1712 von Berkenmeyer in Hamburg  
herausgegeben, nennt uns eine ganze Anzahl  
von Bierorten, deren Bezeichnungen oft so  
schwerfächtig sind, daß sie verdienen, erhalten zu  
werden: Leipziger Koffrum — Wittenberger  
Ruchuck — Breslauer Scheps — Salzbräuer  
Brenhan — Goslarische Gose — Krüger  
Nord und Tofschlag — Braunschweigische  
Mumme — Rakeburger Rummelbeuß — Wet-  
tiner Reuterling — Delitzscher Ruchswanz.

Nach der Meinung der Indier blüht der

Bautannberger Bier den Rerl — Gabeler Salz  
den Rerl — Jeschke Docteur — Gieselscher  
Strabbel an die Wand — Rübener Israel —  
Brandenburger Alter Klaus — Bernigeroder  
Pumpkier — Marburger Junker — Jeschke  
Witze.

## Greenwich und seine Bedeutung

In der englischen Grafschaft Kent an der  
Thames liegt der Londoner Vorort Greenwich,  
bekannt durch seine Sternwarte und durch die  
Greenwicher Zeit. Den 1624 über Ferro als  
den westlichsten Punkt der alten bekannten  
Welt gezogenen ersten Meridian hat man spä-  
ter nach Greenwich verlegt. Im Jahre 1675  
wurde in Greenwich die Sternwarte gebaut, in  
der die Zeit „gemacht“ wird, und zwar unter-  
scheidet man Sternzeit, Sonnenzeit und Stan-  
dardzeit.

In einem großen Gemölde befinden sich die  
Uhren, die aufs genaueste beobachtet und kon-  
trolliert werden. Dazu dient ein im sogenann-  
ten Transstraum aufgestelltes Teleskop. Pünkt-  
lich um vier Uhr wird das Kontroll-Experiment  
gemacht. Zu dieser Zeit ist ein bestimmter Stern  
dazu ausgerichtet, den durch Greenwich gehenden  
Null-Meridian zu überschreiten. Der durch das  
Teleskop beobachtete Astrologe sieht ein paar  
seine über den Brennpunkt der Linse gezogene  
Linien, dann von der einen Seite einen hell-  
silbernen Lichtpunkt, der manchmal von ein  
paar schwachen gelblichen farbigen Strahlen  
umgeben ist. Er bewegt sich in schnellem regel-  
mäßigen Tempo. Sobald er die erste Linie er-  
reicht, drückt der Astrologe auf einen Knopf,  
ebenso wenn er die zweite, dritte usw. Linie  
erreicht, bis er die letzte, zehnte Linie über-  
schritten hat. Nach diesen Hefen, die auf  
einem Zylinder vermerkt werden, kann eine  
etwaige Diskrepanz mit der Sternenuhr fest-  
gestellt und ausgeglichen werden. Nach der  
Sternzeit können wir uns jedoch nicht rich-  
ten, denn im Verhältnis zu den Bewegungen  
der Erde stellt sich in einem Jahr eine Differenz  
von 24 Stunden heraus.

Dann die Sonnenzeit, die überall durch die  
Sonnenuhr festgestellt werden kann. Sie be-  
steht aus einem Zeiger, der entsprechend dem  
Stand der Sonne auf die im Halbkreis ange-  
brachten Zeitspinnen von 6 Uhr morgens bis 6  
Uhr abends seinen Schatten wirft. So ohne  
weiteres können wir uns allerdings nicht da-  
nach richten, im Frühjahr würden wir sonst  
überall zu spät kommen oder im Herbst über-  
all zu früh sein, denn die Bewegungen der  
Sonne sind nicht immer genau dieselben.

Die Standardzeit, nach der wir uns richten,  
ist eine rein menschliche, und zwar eine über-  
wältigende und sehr nützliche Erfindung. Die  
Gründungs bildet die Greenwicher Zeit, der wir,  
die wir uns nach der mitteleuropäischen Zeit  
richten, eine Stunde voraus sind.

Außer dem Uhrgemölde und dem Trans-  
straum befindet sich in der Greenwicher Stern-  
warte ein großer Kuppelraum, in dem die  
Photographenapparate stehen, mit denen jede  
Nacht Aufnahmen der Sterne gemacht werden,  
deren Entfernung von der Erde berechnet und  
deren Helligkeit festgestellt wird. Die hel-  
festen Sterne sind die blauen, dann folgen die  
weißen; die geringste Größe weisen die roten  
Sterne auf. Eine andere Abteilung photogra-  
phiert die Sonnenflecken, über die in einem be-  
sonderen Raum genau Buch geführt wird. Hier  
werden auch Windrichtung, Windstärke, Son-  
nenchein und Regenfall gebucht. Was in der  
Nacht mit vielem Eifer erforscht wird, wird  
hier für die Wissenschaft für alle Zeiten fest-  
gehalten.

## Eine vergessene Kunst

Eine ganze, große, sehr verdienstliche Kunst  
war im Begriff, langsam in Vergessenheit zu  
fallen, als sich zu rechter Zeit (natürlich)  
Amerikaner ihrer erinnerten und —  
da sie selbst nicht mehr lebendig zu erhalten ist  
— beschloßen, wenigstens ihr Gedächtnis zu be-  
wahren. Es handelt sich um nichts Geringeres  
als um die ehrbare Kunst der — Völgereiter,  
deren Tätigkeit durch den Fortschritt des elek-  
trischen Antriebs überflüssig geworden ist. Aber  
der „Bund alter Völgereiter“, der sich jetzt in  
New York gebildet und auch gleich in Paris eine  
Zweigstelle eingerichtet hat, will das Andenken  
an die ehrsame Kunst vor der Nachwelt in Eh-  
ren halten. Amerika ist deshalb die Mutter  
dieser sonderbaren Glosse geworden, weil es in  
den Vereinigten Staaten eine Menge Männer  
gibt, die — jetzt zu Ehren und Ansehen ge-